

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

43 (19.2.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 42



Nr. 42.

Karlsruhe, Sonntag den 19. Februar

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Frühlingsstürme.

42

Roman von Nataly von Gschkuth.

(Nachdruck verboten.)

Wie im Fieber wirbelt es durch sein Hirn, aber je länger er überlegt, desto klarer reißt sein Plan.

Ja, er malt dieses Doppelbild. Er giebt dem nordischen Strand noch ein frostiges Kolorit, er läßt einen echten, rechten Frühlingssturm wehen, welcher dem Wanderer den letzten Gruß des Winters entgegenbläst, und ist dies Gemälde vollendet, was in wenigen Tagen der Fall sein kann, dann schnürt er sein Bündel und zieht hinab unter heißeren Himmel, das Urbild jener Palme zu suchen, von welcher jener Jüngling mit krankem Herzen träumt.

Josef hat ihm von dem ererbten Kapital der Mutter eine kleine Summe zugesandt mit der Bitte, sie zu einer Studienreise zu verwenden. Klaus hat diesen Gedanken weit von sich gewiesen und das Geld auf die Sparbank getragen. Jetzt leuchten seine Augen auf bei dem Gedanken an diesen Schatz, welcher eine Reise ermöglicht.

Er muß das italienische Bild auf heißem Boden malen! Er muß sein Auge sättigen an der glänzenden Farbenpracht, welche er spiegeln will. Es gehört Stimmung dazu! Neben dem Kofessoren findet er die nicht. Gott sei gelobt, daß er voll begeisteter Schaffenskraft hinabwandern kann in das Mutterland aller Kunst! Seine schlaffe Gestalt wächst und dehnt sich, er hebt den Kopf mit den dichten, blondschimmernden Haarwellen in den Nacken wie ein junger Gott, welcher auf rollendem Siegeswagen vorwärts stürmt.

In Lichtenhagen wird es Frühling.

Die ersten Gänseblümchen heben die roten Knospentöpfchen über zarte Grasspitzen und ein kräftiger Erdgeruch weht über das Gartenland, wie geheimnisvolle Botschaft von all dem neu-erwachenden, keimenden Leben, welches sich in und unter den dunkeln Schollen regt.

Das große Fest der Auferstehung hebt an; wie die Strahlen der Sonne lange vorher den Himmel färben, ehe die Welterin alles Lebens selbst am Horizont emporsteigt, ebenso leuchtet auch jener eine große Tag des Lichtes, welcher die Gräber öffnet und das Tote neu erwecken wird, seiner fernern Stunde weit voraus.

Jeder Keim ist das Morgenrot jenes letzten, ewigen Frühlings, welchem kein Winter mehr folgen wird, und jedes junge Blättlein, jeder treibende Keim — jede brechende Knospe ist ein Meine Teufel, welche die Hand des Schöpfers für seine Menschenkinder in das offene Buch der Natur schreibt! Ein liebliches, verheißungsvolles Meine Teufel, welches von einem Ende spricht, welches doch nur der Anfang eines ewigen Lebens ist, — ein Meine Teufel, welches keine düstere Mahnung, wohl aber eine seltsame Prophezeiung ist, welches nicht sein „Wehe!“ und „Fürchtet

Euch!“ mahnt, sondern aus tausend Blütenkelchen jubelndes „Hoffet und freuet Euch!“ in die Welt duftet.

Und diese Gottesabnung von Hoffnung und Freude erfüllt die Brust der Menschen. „Frühlingsstimmung“, „Werdelust“ heißt das Jubilieren und glückselige Aufatmen, die Realisten sehen darin nur eine Gemüthsstimmung, die Not und Härte des Winters nun überstanden zu haben, aber die Leute mit den glänzenden Augen und den fühlenden Herzen, die Optimisten und Sonntagskinder, die Poeten und Liebenden, welche dem Himmel näher stehen wie andere, die wissen, daß in dem Frühlingswehen und Stürmen mehr liegt, wie ein brutaler Kampf der Naturmächte, ein Klang des Ewigen, ein Hauch jenes jungen Lebens, welches nie vergeht.

Auch durch Josefs Seele zog dieser Wiederhall und erfüllte sie mehr denn je mit heißem und ungeduldigem Sehnen.

Das milde Wetter förderte alle Arbeiten ungeheuer, die Augen sahen, was da geschaffen ward, der Erfolg wuchs mit dem Werk.

Welch ein überreiches Feld der Thätigkeit!

Wie ein Feldherr stand Lorisdorff auf seinem Posten, erfüllt von namenloser Freudigkeit, von Schaffensdrang und Arbeitslust, welcher ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit eröffnet war.

Sein Aufenthalt im Lichtenhagener Gutshaus ward immer seltener und kürzer, und Rothtraut, welche große Freundschaft mit den zahlreichen Pächterkindern geschlossen, überraschte den jungen Gutsherrn gar oft bei den neuen Schächten, wo sie, den Strohhut in der Hand und das wehende Kleidchen zierlich geschürzt, oft stundenlang an seiner Seite stand, um zuzusehen.

Ihre Trabanten tobten währenddessen in Feld und Wald umher, und erst die knurrenden Mägdelein trieben sie zu Fräulein v. Damajus zurück, energisch auf den Heimweg zu bestehen.

Es war Josef aufgefallen, daß trotz aller Harmlosigkeit des Verkehrs dennoch Bemerkungen über ihn und das so auffallend hübsche und liebenswerte junge Mädchen gemacht wurden.

Er sah, daß die Arbeiter sich verständnisvoll zulächelten, wenn sie sahen, daß verstoßene Blicke sie beobachteten, wenn sie zusammen plauderten. Auch das seltsam wohlgefällige oder püffige Schmungeln der Lichtenhagener Diensthöfen fiel ihm auf, wenn er zufällig nach dem gnädigen Fräulein fragte, oder sie durch den Hof, Stall oder Garten begleitete.

Er vermied es seit jener Zeit, mit dem Badfischchen allein zu promentieren, wie es früher so harmlos und heiter geschehen war. Ja, die plötzliche Erkenntnis, daß über Rothtraut und ihn Redereien in Umlauf gesetzt wurden, erschreckte und verstimmte ihn.

Daß er nie an solche Konsequenzen gedacht hatte! Seine Freude, den armen, verlassen Damen ein Heim bieten zu können, war größer gewesen als sein Erwägen und Deuteln.

Dem Keinen ist alles rein! Da er selber mit keinem Gedanken an eine Neigung zu Rothtraut dachte, schien es ihm unmöglich, daß andere Menschen auf solch eine Idee kommen könnten, daß sie von Verloben und Heiraten sprechen würden! —

Zumitteln all der großen Arbeitslast überkam ihn plötzlich eine qualende Umrage.

Schon das müßige Gerede deutete ihm eine Beleidigung für Charitas, ein Vorwurf für ihn selbst.

Glühender als je sehnte er eine schriftliche Aussprache mit der Geliebten herbei.

Soweit er die Zukunft überblicken konnte, lag sie klar, geregelt und zuverlässig vor ihm, kein Hindernis sperrte ihm mehr den Weg, er mußte schon jetzt eine Entscheidung herbeiführen, die Verhältnisse in Nichtenhagen bedingten es.

Nicht, daß er gesürchtet hätte, Rothtraut könne sich in ihn verliehen! Nichts lag dem ganzen Wesen und Benehmen des jungen Mädchens ferner als lyrische Empfindungen. Im Gegenteil, ihre ehrliche Ungeniertheit, ihr Vertrauen, welches ihn gewissermaßen zu einem guten, alten Onkel stempelte, bewies ihm stets von neuem, daß dem Backfischchen eine tiefere Neigung absolut fern lag.

Aber es galt ihren Namen und ihre Ehre zu schützen! Es ist nicht angenehm für eine junge Dame, verlobt gesagt zu werden, wenn die Verlobung nicht eintritt, sondern eine andere vorgezogen wird.

Und für ihn ist es geradezu ehrenrührig, mit einer Fremden verlobt gesagt zu werden, während all seine Gedanken, sein treuestes Sehnen der fernem Geliebten gilt.

Es mußte Klarheit geschaffen werden, schon jetzt, um jeden Preis. Wie aber zu Charitas zu gelangen? — Der Zufall kam ihm zu Hilfe.

Zur Aufhebung etlicher Kontrakte und Abschlüsse hatte er den Rechtsanwalt Hagborn aufgesucht. Derselbe war Strohwinwer, seine Frau war zu der erkrankten Mutter gereist.

Josef bat den alten Herrn, bei ihm in dem Hotel zu speisen.

Hagborn lehnte voll lebhaften Bedauerns ab. Er hatte sich bereits mit einer kleinen Gruppe von Parlamentariern verabredet, in einer süddeutschen Weinstube „jaure Nierle“ und „Spätzle“ zu dinieren.

„Schadtinghaus ist auf die seltsame Idee gekommen, alle Spezialitäten durchzuprobieren!“ fuhr er lachend fort; „er ist ein merkwürdiger Herr, welchem es nirgends länger wie zwei Tage behagte! — Nun zieht er ruhelos und über alles schimpfend, von einem Restaurant und Hotel in das andere und wir folgen, teils aus Interesse, teils aus Gutmütigkeit, den Wunderlichkeiten des alten Herrn gerecht zu werden.“

„Schadtinghaus! — Regierungsrat Schadtinghaus?“ Hagborn lachte. „Ganz recht! Und Sie sehen so betroffen, ja entsetzt aus, als ob Sie den alten Krakehler kennen!“

„Nicht persönlich, — nur vom Hörensagen!“

„Na, das mag allerdings eine üble Konduite gewesen sein! Unter uns gesagt, ein unerträglicher Mensch. Es scheint sich aber darum zu handeln, die Stimme des Starkkopfs in irgend einer wichtigen Frage zum Schweigen zu bringen, darum die Geduld und Ausdauer der anderen Herren!“

„Ist . . . ist seine Frau auch hier in der Residenz?“

„Gott bewahre! Die Ehe muß trostlos sein, nach all den satirischen und brutalen Andeutungen, welche er selber macht. Er will sich hier ohne Hausdrachen amüsieren!“

„Josefs Hand, welche er auf den Tisch stützte, bebte.“

„Und ahnen Sie, wo sich Frau und Pflgetochter aufhalten?“

„Das kann ich Ihnen zufällig ganz genau sagen!“

Hagborn strich über den kurzen, graumelierten Kinnbart: „In einem kleinen Städtchen an der sizilianischen Küste, — wenn ich nicht irre, Catania mit Namen! Wenn es Sie aber interessiert, kann ich es Ihnen genau sagen, ich habe die Adresse notiert, da ich an die Pflgetochter, Fräulein Charitas Bedwitz, ein kleines Schriftstück zurücksenden muß.“ — Der alte Herr neigte sich vertraulich näher: „Es scheint mir nämlich, als ob das arme Kind die Zinsen seines Vermögens ein für allemal an die Pflgeeltern abliefern mußte . . . man scheint hauptsächlich von ihrem Gelde zu leben . . . na — das wird Sie wohl nicht sonderlich interessieren! Aber die Adresse . . . ah — da liegt ja schon der Briefumschlag — hier . . . da können Sie lesen! Catania — Villa Favorita.“

„Der Brief ist noch nicht geschlossen?“

„Nein — wie ich sehe, noch nicht.“

„Berehrtester Herr Rechtsanwalt — darf ich Sie um eine große, ungeheuer große Gefälligkeit bitten?“ Hagborn blickte überrascht in das glühende Antlitz des jungen Mannes, in welchem sich eine seltsame Aufregung spiegelte.

„Gewiß, mein teurer Herr v. Lorisdorff — alles was in meinen Kräften steht —!“

„Darf ich diesem Brief einen kleinen Zettel — nur ein paar wenige, kurze Worte beifügen?“ stieß Josef hochatmend hervor.

„Gewiß . . . ich stehe gern zur Verfügung — aber ich verstehe nicht . . .“

Josef faßte beide Hände des Sprechers mit leidenschaftlichem Druck. „Später! Sie sollen alles später erfahren, lieber, verehrtester Freund! Lassen Sie mich schreiben — ich thue es ohne Namensunterschrift — und sollte Frau Schadtinghaus den Brief öffnen und Sie wegen des Zettels interpellieren, so beschwöre ich Sie um einen Dienst der Nächstenliebe — sagen Sie, der Zettel sei aus Versehen in das Schreiben gelangt und durchaus nicht an Fräulein Bedwitz gerichtet gewesen! Kann ich mich darauf verlassen?“

Hagborn drückte lächelnd die Hand des Freiherrn. (Fortsetzung folgt.)

Ein bayerischer Gedenktag.

Der 16. Februar 1799 ist einer der wichtigsten Gedenktage in der bayerischen Geschichte und für Bayerns Volk. An ihm gelangte die Wittelsbachische Linie Zweibrücken-Birkenfeld zur Regierung. Erst am 12. März, am Tage des Einzugs des unvergesslichen Max Josef, der mit dem Geburtstag seines Onkels, des Prinz-Regenten, zusammenfällt, soll in Bayern das bedeutungsvolle Jubiläum feierlich begangen werden. Inzwischen beschäftigt sich die „Allg. Ztg.“ am Jubiläumstage selbst zur Einleitung der Festfeier mit dem letzten Sprossen der katholischen Linie Pfalz-Sulzbach, dem Kurfürsten Karl Theodor, der vor 100 Jahren in München aus dem Leben schied. Da Karl Theodor einen wesentlichen Teil seines Lebens in Mannheim im residierte, hat derselbe auch für badische Leser ein besonderes Interesse; wir geben daher folgendes nach dem Münchener Blatt:

Kurfürst Karl Philipp Theodor wurde als Sohn des 24-jährigen Pfalzgrafen Johann Christian von Neuburg-Sulzbach und dessen 16-jähriger Gemahlin Marie Henriette, Prinzessin de la Tour d'Auvergne, Herrin von Berg op Joos, am 11. Dezember 1724 im Schloß Drogenbush bei Brüssel geboren. Noch war er nicht vier Jahre alt, als der Tod ihm die Mutter raubte. Die alte Urgroßmutter, Herzogin von Arenberg, nahm ihn zu sich nach Belgien. Im Juli 1732 gelangte sein Vater zur Regierung in Sulzbach, aber schon am 20. Juli 1733 starb auch er, und mit acht Jahren war Karl Theodor Herzog von Sulzbach. Er wurde an den Hof seines Vormundes, des greisen Kurfürsten Karl Philipp von Pfalz-Neuburg, dessen nächster Agnat und Erbe er war, nach Mannheim gebracht. Sein Lehrer wurde der dort allmögliche Beichtvater des Kurfürsten, Vater Seedorf, und seine Schulstudien entsprachen demzufolge dem Bildungsplan der Jesuiten; doch studierte er späterhin noch an den Universitäten Leyden und Löwen und erwarb sich dort eine Grundlagent wissenschaftlicher Bildung, wie solche nicht viele Fürsten seiner Zeit besaßen. Am 13. April 1734 war der Neunjährige mit seiner von ihm beinahe vier Jahre älteren Cousine Prinzessin Elisabeth von Sulzbach, der Enkelin des Kurfürsten, verlobt worden. Einen Monat nach seinem 17. Geburtstag, am 17. Januar 1742, fand mit allem Prunk des prachtliebenden Hofes zu Mannheim die Vermählung statt. Kurfürst Karl Philipp hatte im Hinblick auf sein hohes Alter die ihm am Herzen liegende Verbindung möglichst beschleunigt und überlebte auch wirklich die Hochzeitsfeierlichkeiten nicht lange. Am 31. Dezember 1742 war Karl Theodor im Alter von 18 Jahren regierender Kurfürst von der Pfalz. Nach 19-jähriger Ehe gebar seine Gemahlin am 28. Juni 1761 einen Sohn, der noch am nämlichen Tage wieder starb. Nach diesem Ereignis trat, nicht ohne Verschulden der makellos tugendhaften Frau, eine dauernde Entfremdung zwischen den Gatten ein, und erst jetzt begannen Karl Theodors vielbesprochene Liebesverhältnisse. Die bekante Vaterliebe des Kurfürsten für seine natürlichen Kinder würde einer rechtmäßigen Nachkommenschaft vermuthlich in noch höherem Grade sich zugewandt haben. Nach langen Jahren erst, am 17. August 1794, beendete der Tod der Kurfürstin die geloderte, aber nicht formell getrennte Ehe. Die bald folgende Wiedervermählung des fürstlichen Wittwers mit der 19-jährigen Erzherzogin Marie Leopoldine von Oesterreich-Este erfüllte dessen Sehnsucht nach legitimen Leibeserben nicht mehr.

Als am 30. Dezember 1777 der erst 50-jährige Kurfürst Maximilian III. Josef von Bayern, der letzte Sprosse der jüngeren Linie des Stammhauses Wittelsbach, unerwartet rasch starb, fiel dem nunmehr 53-jährigen Karl Theodor auch Kur-Bayern als Erbteil zu, und die Wittelsbachischen Lande fanden sich unter seinem Scepter nach fünfhalbhundertjähriger Trennung wieder vereinigt.

Dreieinhalb Jahrzehnte saß also bereits Karl Theodor auf dem pfälzischen Kurstuhl, als er seinen Regierungssitz nach München verlegen sollte. Er war ein echter Sohn der Pfalz, wo er große

Popularität genoss. Er besaß ein vom Vater aus wohlwollendes, heiteres Gemüt, scharfen, durchdringenden Geist, lebhaften Sinn für das Schöne. Seine äußere Erscheinung war überaus vorteilhaft, bis in sein hohes Alter galt er als vollendeter Kavalierrich, von feinsten und würdigsten Formen. Im ganzen Deutschen Reich war er gepriesen als freigebiger Gönner aller Künste, sein nach französischem Vorbild eingerichteter Hof im modernen gebauten Mannheimer war vielleicht der glänzendste in Deutschland. Kunst und Wissenschaft fanden in ihm einen Förderer. Die Gemäldesammlung erhielt die wertvollsten Vermehrungen, die Künstler durch die Bauten reichliche Beschäftigung; die neue Kunstakademie bildete junge Talente trefflich heran. Die erste deutsche Hofbühne wurde in Mannheim nach den Vorschlägen Wielands und Lessings eingerichtet, Schiller feierte hier seine ersten Triumphe, und ein Gnadengehalt erst ermöglichte es ihm, seinem Genius zu folgen. Wie das Theater, so war auch die Hofkapelle die erste Deutschlands. Auch die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften erfolgte. Aber die finanziellen Kräfte des Landes wurden erschöpft, die Beamten forumpfirt, der Verfall der Hochschule Heidelbergs war unverkennbar, jener der Wehrkraft des Landes sollte sich bitter rächen.

Aus dem sonnigen, frühlichen Leben der Pfalz und Mannheims heraus sollte Karl Theodor nun plötzlich nach München versetzt werden, das aller der ihm zum Lebensbedürfnis gewordenen Reize entbehrte, sollte er sich jact der französischen Sitte in altpäpstliche Eigenart hineinfinden. Wie ihm, obwohl ein direkter Nachkomme Ottos von Wittelsbach, dort mit Mißtrauen entgegengesehen wurde, so dünkte ihm die Erbchaft als hartes Mißgeschick. Niemals würde er sich heimlich fühlen. So konnte es geschehen, daß er unmittelbar nach seinem Regierungsantritt den Lockungen Oesterreichs Gehör gab, Bayern oder doch einen großen Teil desselben an Oesterreich abzutreten, und sehr ernste Verhandlungen anknüpfte. Herzogin Maria Anna, eine echte Wittelsbacherin, vereitelte den Plan. Sie setzte sich mit Herzog Karl August und mit Friedrich dem Großen in Verbindung. Ohne den letzteren wäre Bayern verloren gewesen, diese Thatsache möchte manchem bayerischen Patrioten auch heute zu denken geben. Der bayerische Erbfolgekrieg endete immerhin noch mit dem Verlust des sog. Innviertels, aber das Hauptgebiet war wenigstens gerettet.

Die Mißstimmung, die sich der altpäpstlichen Bevölkerung bemächtigte, und die Aufnahme, die nunmehr Karl Theodor bei der widerwilligen Verlegung seiner Residenz in München fand, waren wohl begründet. Auch gute Maßregeln begegneten dem Widerstand und dem Mißtrauen, so solche zur Hebung der Industrie und des Handels. Allerdings bevorzugte der Kaiser für die Erbauung der alten Bildergalerie und die Anlegung des englischen Gartens durch den von ihm berufenen Krumpholtz rühmend erwähnt. Der Illuminatenorden begann eine rege Thätigkeit, den Jesuiten entgegenzutreten, deren Orden zwar aufgehoben war, die aber selbst den alten Einfluß wieder ausüben konnten. Harte Maßregeln wurden dagegen ergriffen. Die Dunkelmänner, die schon so unglückliches Unglück über das Land gebracht hatten, wurden wieder allmächtig, alles, was Max Josef III., der „Vielgeliebte“ geheißen, ging wieder zu Grunde. Aufklärung und Wahrheit wurden gedächt, vergebens erhob ein Weltenerleider wie ein Prediger in der Wüste seine Stimme für echte Religiosität und gründliche Volksbildung.

Die Vertauschung Bayerns gegen die Niederlande beschästigte, wie man überall wußte, immer wieder den kaiserlichen Hof. Der Herzog von Zweibrücken, Karl August, der energisch die auch an ihn gerichtete Zumutung abwies, wandte sich wieder an den einzigen möglichen Retter, an Friedrich den Großen. Die Folge war der von diesem 1785 geschlossene Fürstentum, der der Kaiser von Oesterreich die Erklärung abzwang, nichts gegen den Teufelner Feindes unternehmen zu wollen. Bei solchen Verhältnissen war es doppelt erstaunlich, daß die französische Revolution in Bayern keinen Anklang fand. Die traurigste Verfassung zeigte bei Ausbruch des Kriegs die bayerische Armee. Noch sind die furchtbaren Zeiten, welche nunmehr für ganz Deutschland folgten, in aller Erinnerung — es bedarf ihrer Aufzeichnung nicht. Alles verstehen heißt aber wenigstens auch Karl Theodor manches verzeihen, wenn er an der Aktion nur darum Anteil nahm, um nicht den Born der Franzosen auf seine Pfalz zu leiten. Durch den Basler Separatfrieden Preußens vom Jahre 1795 war Süddeutschland in die Hände Frankreichs gegeben. Karl Theodor mußte flüchten. Die Regenschicht schloß 1796 mit Moreau den kaiserlichen Vertrag. Das Erscheinen einer österreichischen Armee weckte die Befürchtung, daß diese nicht gegen die Franzosen, sondern zur Annexion Bayerns gekommen sei. In diese Schreckenszeit fiel die Kunde, daß Karl Theodor infolge eines Schlagflusses verschieden sei. Wochte auch die Verwirrung momentan noch größer geworden sein, das Volk jubelte doch dem neuen Fürsten, dem es schon seit Jahrzehnten seine Liebe zugewendet, begeistert zu. Es mochte ahnen, daß das Elend ein Ende haben, daß Bayern aus Jammer und Not wieder emporgehoben werde. Sein Hoffen, seine Liebe ward glänzend, wie selten in der Geschichte gelohnt. Noch wachte und sorgte Bayerns Genius. In

Max Josef, der unter brausestem Jubel am 12. März 1799 in München einzog, begrüßte München den Retter des Landes, der es befreite von der geistigen Knechtschaft, der ihm Bildung und Freiheit und alle materiellen Güter brachte. Erleuchtete Regenten haben bis heute diese Segnungen bewahrt und vermehrt.

Kunst und Wissenschaft.

Worzhelm, 17. Febr. Gestern hatten wir Gelegenheit, im hiesigen „Musikverein“ die Königl. Kammerfängerin Fel. Emma Hiller aus Stuttgart und den klaviervirtuosen Herrn Prof. Dr. Reigel aus Köln bewundern zu können, welche mit ihren glänzenden Leistungen das zahlreiche Auditorium entzückten und zu stürmischen Beifallsbezeugungen hinrißten. Herr Prof. Dr. Reigel war den hiesigen Musikfreunden kein Neuling; er steht aus seinem früheren Auftreten noch in bestem Andenken. Gestern erweute er seine dankbaren Zuhörer zunächst mit der Wiedergabe von Beethovens C-dur-Sonate, Op. 53 (L'Aurora), welche Komposition er nicht nur in technischer Vollendung zum Vortrag brachte, sondern auch durch die überaus feine Tonmalerei und geistreiche Interpretation zu einem wahren Brauwerkstück gestaltete. Aber auch die vorgetragenen Kompositionen von Schubert, Chopin und Weber-Taubig und ganz besonders die Feuerzauber-Paraphrase waren in ihrer vollendet schönen Wiedergabe von großartiger Wirkung. Fel. Hiller hörten wir gestern zum erstenmale hier. Sie sang Lieder von Brahms, Schubert, Mendelssohn, Wolf, Reinecke und Seyffard und entzückte namentlich durch ihren glodenreinen, geschmeidigen Sopran und die Innigkeit des Vortrags, während die Aussprache an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließ.

Stuttgarter Hoftheater. Nach erfolgreichem Probegangspiel wurde der Bassist Heinrich Kiefer vom Landestheater in Sing engagiert. Er ist zum Nachfolger Moriz Frauscher bestimmt, der mit Ende der Spielzeit Stuttgart verläßt und in den Verband der Wiener Hofoper übertritt.

In einem Bericht über die Ausstellung im Kunstsalon Hermes in Frankfurt schreibt die „Frankf. Ztg.“ über eine Kollektion Gemälde von Hans Volkmann-Karlsruhe: „Das Bedürfnis nach Stil, das sich nach der kurzen naturalistischen Periode allenthalben in der bildenden Kunst geltend macht, beherrscht auch die Arbeiten Volkmanns, in denen sich überall deutlich das Bestreben zeigt, die Vielheit der Erscheinungen in der Natur auf ein Minimum zu reduzieren, das Wesentliche hervorzuheben und Unwesentliches wegzulassen, kurzum, zu vereinfachen. Demselben Prinzip wie die Form, haben sich auch die Farben unterzuordnen, die in wenigen scharfen Kontrasten gegeneinandergeßetzt werden. Das ist ein echt künstlerisches Prinzip, das in jeder Kunst und zu allen Zeiten, sei es bemalt oder unbemalt, angewandt wurde, nur darf die Darstellung der Natur nicht darunter leiden, weil sonst allzuleicht das, was ursprünglich einem wahrhaft künstlerischen Empfinden entquollen ist, sich langsam zur Manier verhärtet, wodurch nicht der Eindruck des „Unmittelbaren“ gesteigert, sondern der des „Gefuchten“ hervorgerufen wird. Volkmann wird sich aber vor letzterem hüten müssen, da er in dem Bedürfnis klar zu sein gelegentlich hart und gewaltthätig wird. Trotzdem gehören seine Arbeiten mit ihrem ehrlichen Streben zum Interessantesten der Ausstellung.“

Litterarisches.

Von dem eigenartigen Sammelwerke Land und Leute, Monographien zur Erdkunde (Verlag von Bellmann u. Klasing in Wiesbaden und Leipzig), wovon als erster Band Thüringen erschien, wurde soeben der zweite Band ausgegeben: Cuba, bearbeitet von Dr. G. Decker. Diese Monographien sollen die belangreichsten Gegenden der Erde in anschaulich geschriebenen und reichillustrierten Beschreibungen zur Darstellung bringen, ähnlich wie die von der Verlagsbuchhandlung herausgegebenen „Künstlermonographien“ und die „Monographien zur Weltgeschichte“ dies für die Kunstgeschichte und Weltgeschichte thun. Hat uns der Band Thüringen eine der anmutigsten deutschen Landschaften geschildert, so führt uns der zweite Band nach der Insel Cuba, die schon Kolumbus als die „schönste Insel“ bezeichnet, die je von Menschenaugen gesehen wurde. Wir erfahren die ganze kolonialgeschichtliche Entwicklung des herrlichen Landes, wo Ananas und Palmen wachsen, wo Zuckerrohr gedeiht und wo der feinste Tabak der Welt gebaut wird. Wir lernen die cubanische Kräfte kennen in ihrem Zusammenhange mit den verschiedensten Bevölkerungselementen. Und dann durchwandern wir die Gebirgsländer und fruchtbaren Ebenen, besuchen die merkwürdigen Städte mit ihren an Spanien erinnernden Eigentümlichkeiten, erfahren die Abhängigkeit des heutigen Kulturzustandes von der geographischen Grundlage, und umgekehrt die Küsten, denen die zahlreichen flachen Korallenbänke vorgelagert sind, die für die Schifffahrt so große Schwierigkeiten bieten. Zum allgemein verständlichen Text ist ein sehr reiches Bilderbuch gegeben, sowie eine farbige Kulturkarte Cubas. — Demnächst folgen nach der Ankündigung der Verlagsbuchhandlung in dieser interessanten Serie von Monographien: Norwegen, Tirol, Schweiz, deutsche Diöcese u. s. w.

Verchiedenes.

Vom Grafen Caprioli wird der „Kön. Volkstg.“ aus Berlin geschrieben: „Zuletzt besuchte ich den früheren Reichskanzler im Juni 1898 in Styrn. Er hatte damals schwer zu leiden und zwar nicht nur unter den Herztischen, an die er seit Jahren gewöhnt war, sondern besonders auch unter nervösem Kopfschmerz, das ihn Wochen hindurch verfolgte und zeitweilig so hartnäckig auftrat, daß eine bekannte medizinische Autorität telegraphisch von Berlin nach Styrn berufen werden mußte. Es ließ sich nur konstatieren, daß eine ernste und dauernde Störung der Geistesfähigkeit nicht zu befürchten sei. Im übrigen wurde dem

Patienten strengste Ruhe und Schonung verordnet. Infolge dessen mußte Graf Caprivi sogar seine täglichen mehrstündigen Morgen- spaziergänge in den ausgedehnten Eichen- und Kiefernforsten, die sich unmittelbar an den Gutshof von Styren anschließen, auf längere Zeit aufgeben. Im Dorfe hieß es schon damals, daß „unsere Exzellenz“, wie Graf Caprivi dort allgemein genannt wurde, „nicht ganz richtig im Kopfe sei“. In dieser Schrockheit war ein solches Urteil indes, wie ich mich persönlich überzeugen konnte, keineswegs zutreffend. Ich erschrad allerdings, als ich des Grafen ansichtig wurde. Er hatte innerhalb des einen Jahres, während dessen ich ihn nicht gesehen hatte, sehr stark gealtert, und ich verließ ihn in der schmerzlichen Ueberzeugung, daß er den irdischen Jammer nicht lange mehr werde tragen müssen.

Die Forderung der Reichspost hat wieder einmal das Un- mögliche möglich gemacht. Vor kurzem reiste ein junger Mann aus Jena nach dem Westen des Vaterlandes. Unterwegs benutzte er den Aufenthalt in Webra, um einer jungen Dame in der Umgegend von Jena, von der er sich mit schwerem Herzen getrennt hatte, einige herzliche Worte zu schreiben. Aber in der Hast vergaß er, die Postkarte mit einer Adresse zu versehen. Nun stand die Post vor der großen Frage, wohin sie die Karte befördern sollte. Sie war, wie sich aus den ersten Worten des Inhalts ergab, einem Fräulein mit dem hübschen Namen Else zugebacht. Aber diesen Namen führen viele junge Damen im Reiche, und so war mit ihm allein nichts anzufangen. Nun wurde der weitere Inhalt der Karte sorgfältig geprüft; allein auch er ließ nicht erkennen, wo Elschen wohnte. Jetzt kam ein sündiger Stephansjünger auf den Gedanken, von der Hand, die diese Karte geschrieben, könnten noch andere Sendungen herrühren, die vielleicht auf eine Spur führen würden. Man suchte nach, und fand wirklich eine Karte von derselben Hand. Die Karte trug eine Adresse, die der Mutter des Schreibers in Jena. Beide Karten wurden fein zusammengeheftet und nach Jena gesandt. Hier wurde Elschen die für sie bestimmte Karte von der Mutter des Reisenden eingehändigt, die glücklicherweise keine Ein- mündungen gegen die Korrespondenz zu machen hatte. Bei Elschen steht die Post jetzt in höchstem Ansehen.

Ekkehard und Frau Hadwig in St. Gallen. Die Stadt St. Gallen will im Mai einen großartigen Anzug veranstalten, der die Geschichte der Abtei und Stadt St. Gallen darstellen und sich eng an Schaffels „Ekkehard“ anlehnen soll. Der Zug wird, einer Mitteilung der „Frl. Btg.“ zufolge, 22 Gruppen mit über 1500 Personen umfassen; er beginnt mit der Darstellung eines alemannischen Bauernhofes in kulturgeschichtlich treuer Nachbildung; es folgen ein alemannischer Wald-Gottesdienst, hierauf Gallus, der Begründer des Klosters, mit seinen Mönchen, dann Hadwig, die stolze Schlossherrin vom Hohentwiel, mit dem Mönch Ekkehard. Der St. Gallische Festzug wird die beiden Helden der Schaffelschen Dichtung nicht in müßiger Liebeseinstellung, sondern mitten in den kriegerischen Vorbereitungen zur Abwehr der drohenden Hunnen- Invasion zeigen. Die Gruppe der wild herantürmenden Hunnen ist besonders wirkungsvoll gedacht; die tüchtigsten und verwegens- ten Reiter der Ostschweiz werden dafür verwendet. Dann folgt das malerische Bild der siegreichen Mönche von St. Gallen und Reichenau und der Hilfsmannschaft aus Schwaben. Da zugleich der Sieg des Frühlings über den Winter versinnbildlicht werden soll, so wird der Zug eingeleitet durch die städtische Jugend, die, nach dem Vorbilde des Narzißens-Festes in Montreux und der Blumenfeste an der Riviera in das Kostüm der Blumen gekleidet, des Lenzes Erwachen verkünden wird.

Von Felix dem Prächtigen. Der „Frankf. Btg.“ schreibt man aus Paris: „Felix le Magnifique“ ist eigentlich ein rechter Pariser gewesen, aber er hat es den Pariser doch nicht recht machen können, und ihre Spottlust haben sie weiblich an ihm aus- gelassen. Sie haben Grévy wegen seines Geizes, Carnot wegen seiner Steifheit verhöhnt, und an Faure übten sie ihren Witz wegen seiner Prachtliebe und Eleganz. Er gab ihnen aber auch Anlaß genug zum Spott, denn in seinem Auftreten hatte er stets etwas vom Barvenu an sich, und aus der Majestät, die er zu spielen liebte, war der Legergeruch nicht ganz zu vertreiben. Man- mal trieb er es auch gar zu arg. So als er die Eskorte für seine Ausfahrten einführte und die Straßen absperren ließ, wenn er zur Jagd ging oder von der Jagd heimkehrte. Auf dem Wege des „Protokolls“ führte er ferner ein, daß man unaufgefordert das Wort nicht an ihn richten durfte, und daß er sich selbst zu seinen Freunden einlud. „Der Herr Präsident der Republik wird Ihnen morgen die Ehre erweisen, mit Ihnen zu speisen oder mit Ihnen zu jagen.“ Auf derlei Ueberraschungen mußten sich seine Freunde gefaßt machen. Bei einer solchen Gelegenheit, wo der Präsident sich selbst zur Jagd bei einem Freunde eingeladen hatte, war es, daß der Sohn des Freundes, ein Junge von 15 Jahren, nach Beendigung der Jagd sich dem Präsidenten näherte und ihn zu dem zahlreichen Wild, das er erlegt hatte, beglückwünschte. „Ich danke Dir, mein Kind“, erwiderte der Präsident würdevoll, „allein für künftige Fälle muß ich Dir doch bemerken, daß man mit dem Prä- sidenten der Republik nur dann spricht, wenn man dazu aufge-

fordert wird.“ Beschämt schlich der Junge von dannen. Diese und andere Dinge gaben natürlich den Witzblättern Stoff genug. Besonders Garand'Ache verfolgte ihn mit seinem satirischen Stift. Auf einem Bilde sieht man Faure und den König der Bel- gier in einem Hotel Toilette machen. Leopold II. hat auf allen Reifentensilien, Koffer, Bürste, Kamm u. s. w. eine Krone, und nur sieht man Faure, wie er unter allen Zeichen höchster Befriedigung seine Haare mit einer geliebten Königsbürste streicht. Auf einem anderen Bilde ist ein Arbeiter im Begriff, in einem Raume des Elysee alte kaiserliche Embleme, einen Adler, ein N und eine Krone abzumachen und sie durch zeitgemäßere Zeichen zu ersetzen. Faure sieht ihm zu. Schon hat der Arbeiter den Adler und das N am Boden liegen, hat ein F eingesetzt und macht sich an das Per- untermachen der Krone, da hält ihn Faure zurück mit den Worten: „Oh, man braucht nicht alles wegzunehmen; Sie können das lassen!“ Witzig ist auch, daß man Faure nachjagte, er habe ein Lieblingsspiel, das es sich bei allen festlichen Ge- legenheiten im Elysee vorspielen lasse, nicht die Marcellaise, sondern die Arie aus Adams „Roi d'Yvetot“: „Si j'étais roi!“

Die neueste Handschuhmode für Damen kommt soeben aus Paris. Es sind statt der rauhen Monogramme in den ver- schlungenen Initialen der schönen Trägerinnen. Die Größe der Stickerei ist etwa einem Francsstück gleich. Wirkliche feine Damen begnügen sich mit einem Monogramm, so klein als möglich, da die Deminonde bereits zur Größe des Fünfrancsstücks in den Mono- grammen übergegangen ist. Also an ihren Monogrammen sollt ihr sie erkennen!

Einer, der keinen Spaß verstand, war, wie der „V. B. C.“ schreibt, der jüngst verstorbene amerikanische Tarif-Autor Nelson Dingley, der nicht ein Fünfling Humor besaß; er war in dieser Beziehung undurchdringlicher als ein Stock-Engländer. Der Witz- hold des Repräsentantenhauses zu Washington, Allen von Mississippi, erzählt darüber eine charakteristische Anekdote. An der Pennsylvania Avenue nahe dem Kapitol befindet sich ein Bücher- laden, und Allen stand gerade vor dem Schaufenster, welches Bücher- und Zeitschriften in allen Graden der Verschimmelung, Litho- graphien und eine Menge sonstigen alten Trödel enthielt, als Dingley herangeführt kam. Allen drehte sich um und begrüßte den Tarifmacher mit einem freundlichen „Ah, sieh da, Herr Dingley, freut mich, Sie zu sehen. Habe soeben an Sie gedacht, wie ich hier stehe. Wissen Sie, als Ihre Tarifbill passierte, da wurde uns doch gesagt, daß eine ganz gemaltige Prosperitätswelle kommen und alle Preise steigen würden. Statt dessen bemerke ich hier in diesem Laden, daß die Preise um 80 Proz. heruntergegangen sind. Das sieht doch nicht sehr nach Prosperität aus, nicht wahr?“ — „Das muß ein Irrtum sein, Herr Allen“, erwiderte Dingley interessiert; „eine Reduktion von 80 Proz.? Bewahre, das ist ganz unmöglich!“ — „Aber ich versichere Ihnen“, wiederholte Allen mit ernsthafter Miene, ebenso eifrig wie Dingley, „daß das so ist; sehen Sie nur dort das Porträt Cleveland's an. Früher mußte ich 50 Cents dafür bezahlen, und jetzt kann ich es für 10 Cents bekommen.“ Dingley's Züge erhellten sich: „Aber Herr Allen“, sagte er belehrend, „das kommt doch nur daher, daß er jetzt Privatmann ist. Meine Tarifbill hat durchaus nichts damit zu thun, die Versicherung kann ich Ihnen geben!“ Sprach und stelte weiter, dem Kapitol zu, in dem Be- wußtsein, einer neuen Tarifgesetzerei prompt den Garaus gemacht zu haben.

Sinnoristisches.

Zeitungs Humor. Die „Kieler Zeitung“ (Nr. 18993) läßt den Staatssekretär Tirpitz im Reichstage über die Verhältnisse in Kiautschou sagen: „In bezug auf Kulturaufgaben seien gute An- fänge gemacht. Den Missionen sei mit strengster Parität entgegen- gekommen worden. Auch mit Schulden sei begonnen worden.“ Da- mit wird wahrscheinlich noch lange fortgeführt werden. — Vor dem Schwurgericht in Rom ist gegen zwei Männer Namens Galloni und Berna wegen verschiedener räuberischer Ueberfälle verhandelt worden. Der „Anhaltische Staats-Anzeiger“ (Nr. 29) berichtet darüber: „Das Gericht sprach Galloni frei, ebenfalls Berna von der Anklage des Ueberfalls auf den Herzog von Meiningen, ver- urteilte letzteren aber wegen anderer Ueberfälle zu 15 Jahren Zucht- haus.“ Die Meldung von der Verurteilung des Herzogs klingt recht unwahrscheinlich. Man hat übrigens nichts davon gelesen, daß auch gegen ihn eine Anklage erhoben worden ist. — Aus Greifenberg wird der „Zeitung für Pommern“ vom 31. Januar geschrieben: „Heute werden die Stettiner Säger im Hotel Holz auftreten und dort ihren Humor spielen lassen. Die Aufführung sollte zwar erst am 9. Februar d. J. stattfinden, aber da in diesem Jahre kein derartiger Tag vorgefunden wird, wählten die Künstler den 29. Januar.“ So viel wir wissen, ist nur in Greifenberg dies- mal der 9. Februar ausgefallen. (Aus dem Briefkasten des „Kladder- radatsch“.)

Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Derschlagstraße 8.